

«Ein Museum ist wie ein Baum»

Tobia Bezzola, Direktor des Museo d'arte della Svizzera italiana in Lugano, über seine Visionen

Herr Bezzola, welche Ausgangssituation haben Sie bei Ihrem Antritt als Direktor des Museo d'arte della Svizzera italiana angetroffen?

Hier in Lugano gab es vorher zwei Museen, das Museo Cantonale d'Arte und das städtische Museum Luganos, das Museo d'Arte Moderna in der Villa Malpensata. Vor zweieinhalb Jahren ermöglichte es deren Fusion, eine neue Institution zu schaffen, das Museo d'arte della Svizzera italiana (Masi). Es ist das jüngste der grösseren Schweizer Kunstmuseen und organisiert als eine Stiftung, deren gemeinsame Hauptträger der Kanton Tessin und die Stadt Lugano sind. Zusätzlich erhalten wir für die nächsten Jahre eine wichtige strukturelle Förderung vom Bundesamt für Kultur. Kurz vor Gründung des Masi wurde in Lugano das neue Kulturzentrum eröffnet, das Lugano Arte e Cultura (LAC). Hier hat das Museum drei schöne, grosse Ausstellungssäle zur Verfügung. Dazu wird ab Herbst 2019 als Hauptsitz des Masi der Palazzo Reali kommen, das ehemalige Museo Cantonale, im Herzen der Altstadt gelegen.

Wo sehen Sie die Herausforderungen? Der Palazzo wird zurzeit renoviert, wir befinden uns also noch nicht im Vollbetrieb. Was wir bereits hochfahren, ist das Ausstellungsprogramm im LAC, das auch gut funktioniert. Doch die Arbeit besteht derzeit auch in Planung und Aufbau der gesamten zukünftigen organisatorischen Struktur des Museums. Das ist eine wunderbare Aufgabe, die ich mit viel Freude erfülle.

Und was ist denn Ihre inhaltliche Vision für das Museum?

Ein Museum ist wie ein Baum, die Wurzeln stecken tief im Boden, aus dem er gewachsen ist, aber die Äste sollen möglichst hoch und weit in den Raum reichen. Wir sind nicht der Louvre

«Ein Drittel des Publikums stammt aus dem Tessin, ein weiteres aus Italien und ein Drittel von der Alpennordseite.»

Abu Dhabi, wie ein Raumschiff in der Wüste gelandet. Das Tessin, die Schweiz, Europa, die internationale moderne und zeitgenössische Kunst, das sind die konzentrischen Kreise, die unser Wirken umschreiben. Exemplarisch ist das Programm für nächstes Jahr: Ab Februar zeigen wir die zusammen mit dem Aargauer Kunsthaus produzierte Ausstellung über den Schweizer Surrealismus, denn es scheint mir wichtig, hier in der italienischen Schweiz die Kenntnis der gesamten Schweizer Kunstgeschichte weiter zu fördern. Dazu passt dann wunderbar die Gelegenheit, ab März – erstmals seit 1965 und in Kooperation mit dem Landesmuseum in Zürich – die Gemäldesammlung der Gottfried-Keller-Stiftung zeigen zu können, mit den Meisterwerken von Füssli, Calame, Anker, Böcklin, Hodler usw. Bedeutende Schweizer Künstler sollen ein weiterer wichtiger Programmpunkt bleiben, nächstes Jahr zeigen wir etwa, im Vorfeld seines 90. Geburtstages, das Holzschnittwerk von Franz Gertsch.

Liegt der Schwerpunkt also vorab bei der Schweizer Kunst?

Auch die internationale Kunst soll hier ihren Platz haben, im Herbst 2019 kommt William Wegman nach Lugano; die Fotografie war mir immer sehr wichtig, und sie soll hier mindestens einmal pro Jahr einen international relevanten Auftritt haben. Ferner haben wir mit Julian Charrière Ende 2019 ein grösseres Projekt, er ist ein junger Künstler aus Berlin mit internationalem Echo, stammt indes aus Lausanne.



Das Kunstmuseum Masi existiert seit zweieinhalb Jahren.

ANDRE MEIER / SCHWEIZ TOURISMUS

Wann ist eigentlich die hauseigene Sammlung des Museums zu sehen?

Wir werden im Palazzo Reali ab dem Herbst nächsten Jahres die städtische und kantonale Sammlung, die vom Masi betreut und aufgebaut wird, wieder präsentieren können. Diese widerspiegelt die historische Zugehörigkeit des Tessins zum norditalienischen Kulturraum und ist daher mit ihren Beständen an Malerei und Skulptur aus Renaissance, Barock und Klassizismus für die Schweiz bedeutend.

Wie ist Ihre Einschätzung der Entwicklung hier in Lugano? Es hat sich in der Kunstszene zwar einiges bewegt, aber das Tessin ist dennoch eine Randregion. Man kann das auch als Link-Region sehen. Wir befinden uns an einer Schlüsselstelle des wichtigsten europäischen Transitkorridors zwischen Nordsee und Mittelmeer. Als Museum gibt uns das die einmalige Möglichkeit, nach Süden, in den Metropolraum Mailand und in die Lombardei, zu wirken, und wir haben zugleich – nicht zuletzt durch die verbesserten Eisenbahnverbindungen – einen sehr beträchtlichen Publikumszuspruch aus der deutschen Schweiz und aus Süddeutschland. Das zeigen auch die Besucherstatistiken: Ein Drittel des Publikums stammt aus dem Tessin, ein weiteres aus Italien und ein Drittel von der Alpennordseite. Das ist ein tolles Potenzial.

Wo sind die Schwierigkeiten?

Es gibt hier in der Region keine dermassen starke traditionelle Verwurzelung der bildenden Kunst in der lokalen Gesellschaft, wie Sie das etwa exemplarisch in Basel finden. Aber eine Anzahl von bedeutenden Schweizer und internationalen Sammlern ist im Tessin ansässig, und auch viele Künstler und andere Exponenten der internationalen Kunstwelt leben hier, oft sehr diskret. Sie alle bringen dem Museum grosses Interesse und Wohlwollen entgegen.

Wie sehen Sie das Potenzial von Kooperationen zwischen privaten Sammlungen und öffentlichen Institutionen?

Ich habe bereits im Kunsthaus Zürich mit der Sammlung Werner Merzbacher und dann im Museum Folkwang mit der Fondation François Pinault grosse Ausstellungen gemacht und auch viele andere in Zusammenarbeit mit privaten Sammlungen und Stiftungen. Das ist heute eine Selbstverständlichkeit, Mauern aufzubauen macht keinen Sinn, und gerade die Schweizer Kunstmuseen haben ja eine lange Tradition der öffentlich-privaten Kooperationen. Es gilt dabei einfach zuzusehen, dass Kompetenzen, Leistungen und Verpflichtungen gegenseitig klar geregelt sind. Vor allem muss die Institution die inhaltliche Autorität wahren, ein Museum ist kein Showroom, in den sich



Tobia Bezzola
Direktor des Museo
d'arte della Svizzera
italiana

Private nach Gusto einmieten können. Wenn sich die inhaltlichen Interessen decken, dann ist das letztlich nur zum Guten der Öffentlichkeit.

Wie meinen Sie das konkret?

Die Ausstellung über europäische Pop-Art, die wir momentan in Zusammenarbeit mit der Collezione Giancarlo e Danna Olgiati in deren «Spazio -1» zeigen, basiert im Wesentlichen auf den Beständen zweier privater Sammlungen, wovon eine anonym bleiben will. Diese Zusammenarbeit hat ihren Grund darin, dass es keine öffentliche Sammlung in ganz Europa gibt, die in dieser Tiefe, Breite und Qualität die europäische Pop-Art sammelt und erforscht.

Wie sieht die Zusammenarbeit des Museums mit der Sammlung Giancarlo und Danna Olgiati generell aus?

Die Sammlung birgt international bedeutende Bestände des Futurismus, des

Nouveau Réalisme, der Arte povera und der Kunst der Gegenwart. Der «Spazio -1» der Collezione Giancarlo e Danna Olgiati, gleich über die Strasse neben unserem Museum, ist eine Art privates Schaulager. Es organisiert jährlich eine grössere Wechselausstellung, und in deren Organisation haben wir eine gute und enge Zusammenarbeit. Es ist auch

«Ich habe immer versucht, auch Überraschendes, Unerwartetes und Entlegenes zu machen.»

kein Geheimnis, dass der Wille besteht, die Sammlung dereinst als Schenkung dem Museum zu überlassen.

Warum dieser Titel «How Evil is Pop Art» der gegenwärtigen Ausstellung?

Der Titel ist ein Zitat aus einer Rezension über die Biennale Venedig von 1964. Damals fuhr die amerikanische Pop-Art zum ersten Mal massiv in Europa ein. Robert Rauschenberg erhielt den grossen Preis, mit Leo Castelli eröffnete erstmals ein New Yorker Galerist eine Filiale in Paris. Europa fürchtete die Übernahme der Kunst durch die vulgären und neureichen Amerikaner. Dabei war Pop ein Rückimport aus Europa. Wir zeigen also die frühe europäische Pop-Art ab 1955; diese ist eine Reaktion der jungen Künstlergeneration auf eine veränderte visuelle Alltagsökologie, geprägt durch den Einbruch der amerikanischen Massenmedien in die europäische Welt. Die Ausstellung führt vor, wie sich die junge Kunst Europas in der Reaktion auf massmediale Bildwelten von der Hegemonie der Abstraktion befreite. Einzelne Protagonisten haben sich später weiterentwickelt, man denke an Richter oder Hockney, andere sind längst vergessen gegangen.

Möchten Sie denn den Fokus auch auf vergessene Namen richten neben den grossen Blockbuster-Ausstellungen wie der derzeitigen Magritte-Schau?

Ich habe immer versucht, auch Überraschendes, Unerwartetes und Entlegenes zu machen. Doch wir wollen natürlich hier das Publikum erreichen. Darunter gibt es einen grossen Anteil an internationalen Touristen, und die brauchen wir auch. Es wird also weiterhin die «usual suspects» geben, Namen, welche auch die asiatischen oder südamerikanischen Touristen kennen, da gilt es dann eher, die unbekannteren Seiten des allseits Bekannten herauszuarbeiten, wie in der Picasso-Ausstellung im vergangenen Frühjahr.

Was möchten Sie für die lokale Kunstszene tun?

Ein ganz wichtiges Kapitel. Momentan sind wir wie erwähnt räumlich noch arg eingeschränkt. Der Palazzo Reali wird hier bessere Möglichkeiten bieten; so werden wir dort das gesamte Erdgeschoss offen lassen, und wir öffnen auch wieder die Passage, die es in den sechziger Jahren gab, so dass durch den Hof des Museums ein öffentlicher Durchgang entsteht. Das Erdgeschoss und der Hof, aber auch all die andern Säle des Palazzo werden Raum für kleinere, spontane Ausstellungen, Aktionen, Veranstaltungen bieten. Die hiesige junge Szene ist eingeladen, hier ihre eigenen Inputs zu bringen.

Wie offen sind Sie gegenüber neueren, digitalen Ausstellungsformaten?

Wir müssen im Digitalen noch sehr viel tun, aber das gilt indes vorerst für die wissenschaftliche Aufarbeitung und für die Vermittlung, für die Kommunikation mit dem Publikum und der Öffentlichkeit. Das Erlebnis Kunstmuseum bleibt wohl immer das Erlebnis des Originals. Niemand sollte mit einer VR-Brille auf der Nase vor einem Gemälde von Serodine stehen.

Interview: Susanna Koeberle, Lugano

Gelobtes Land

Schweizer Architekturpreis 2018

ANTJE STAHL

Ein Klassentreffen zum Jahreswechsel – etwa so darf man sich den Arc Award vorstellen: Alle sind da, und man besinnt sich auf die Errungenschaften (und Fehlertitte) der vergangenen zwölf Monate.

Gut, das ein oder andere Bauprojekt, das für diesen Wettbewerb um den Schweizer Architekturpreis eingereicht wurde, war bereits lange vor 2018 bezugsfertig, und die ganz grossen Player sind auch nicht mit dabei. Aber zusammengekommen ergeben die 352 Arbeiten, die der Jury zur Auswahl standen, keine schlechte Architekturlandkarte der Schweiz: So wird in unseren Städten und Dörfern, an gut erschlossenen Primespots und abgelegenen zwischen den Bergen also gebaut. Selbst Debütanten («Der erste Bau») und die Entwürfe von Architekturstudentinnen («Next Generation») werden nicht ausser acht gelassen. Am Mittwochabend fand die Preisverleihung im Zürcher Kaufleuten statt.

Fokus aufs Zweckdienliche

Rein konzeptuell wurde der Wohnungsbau natürlich bereits in Venedig erschlossen – man erinnere sich an die wunderbare «Svizzera 240: House Tour», die einen durch verschiedene Grössen ein und derselben Durchschnittswohnung (übrigens noch bis Ende November) jagt. Aber einen weiteren Preis in der Kategorie «Wohnbauten» wollte die Jury dem bereits mit dem Goldenen Löwen ausgezeichneten Projekt offenbar nicht geben – Schweizer Wohnbauten haben mehr zu bieten.

Die hübschen neuen Villen und Chalets im Wallis, Ein- und Zweifamilienhäuser am Zürcher oder Luzerner Wald- und Seerand oder die Palazzi in Locarno zählen vielleicht nur bedingt. In diesen Fällen darf man sich auf hoffentlich grosszügige Bauherren verlassen, die den Architekten so freie Hand gelassen haben, dass sie qualitätssichere und mitunter aufregende Architektur geschaffen haben. Aber unter den neuen Eigenheimen entdeckt man eben auch Bauten, die an einen wichtigen globalen Trend, auch was, Hype erinnern: Am Hang mit Blick auf Campingwägen; die Sitter stehen drei Minihomes – mit Satteldach und bunten Farbstreifen erinnert der Beitrag von KS Architektur AG tatsächlich ein wenig an Bauklötze von Kindern.

Aber so wie es aussieht, glaubte die Jury nicht, dass diese geschrumpften und oft auch mobilen Wohnformen für die Kleinfamilie oder den alleinstehenden Freiberufler eine angemessene Antwort auf die gesellschaftlichen Probleme der Gegenwart sind. 10 000 Franken gehen an, fast hätte man es erwarten können, einen Genossenschaftsbau im Basler Erlentmatquartier: Von einer 1-Zimmer-Wohnung (39 Quadratmeter) bis zu einer 16,5-Zimmer-Wohnung (347 Quadratmeter) haben Buchner Bründler Architekten an fast alles gedacht, was wir Patchwork-Gemeinschaften so brauchen: eine Laubenveranda, auf der sich alle über den Weg laufen, eine Dachterrasse, Waschküche, Werkstatt und einen Gefrierraum, die alle benutzen, und Materialkontraste zwischen Holz und Beton, Welleternit und Aluminium.

Schule als Lernlandschaft

Zwei Preise wurden an neue Schulhäuser vergeben, vielleicht weil sich in der neuen «Architektur für zeitgemässes Lernen», wie der Titel eines eben publizierten Bildbandes zum Thema lautet (Christoph-Merian-Verlag, Fr. 49.–), auch eine Idealvorstellung manifestiert, die den weiten Weg von den Anthroposophen ins moderne Zentrum kleiner Gemeinden gefunden hat: Die Schule in Port jedenfalls, der erste Bau des jungen Architekturbüros Skop, sieht aus wie ein Stern, in dem eine Lernlandschaft auf verspielte Kinder wartet.

Und warum «Melisma de Sevilla», ein Entwurf von Christian Grendelmeier und Quirin Koch der Hochschule Luzern, mit 3000 Franken beloved wurde, kann man sich auch ausrechnen: Die behutsame Einbettung neuer Architektur in den historischen Bestand ist ein helvetisches Anliegen.